// Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 10 — Marburg i. H., den 8. März — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Verkennung Jesu — Das Nationalitätenproblem — Von der Hexe, die eine Heilige war. Erstes Stück — Ein feste Burg ist unser Gott. Aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich — Die Religion der Modernen (Kalthoff) — Aus Odessa — Verschiedenes: Die Religion der Modernen (Kalthoff) — Anzeigen

Die Verkennung Jesu

So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. Da sprechen sie zu ihm: Wer bist du denn? Und Jesus sprach: Erstlich der, der ich mit euch rede. Joh. 8, 24—26.

Verkannt und mißverstanden zu werden ist Menschenlos, gerade bei den Besten, den Edelsten. Und Viele haben sich darein gefunden und damit abgefunden, es verwunden und überwunden. Waren es Große von dieser Welt, so blieb ihnen der Rekurs offen an die Geschichte, an die Nachwelt, die nachholen würde, was die Zeitgenossen versagten; waren es Fromme, so durften sie appellieren an den Allerhöchsten und Allwissenden, in dessen Urteil ihr Wesen und Werk geborgen liegt.

Jesus war in einer anderen inneren Situation: Er wollte Nichts für sich sein, er suchte in keiner Weise seine Ehre, er war gekommen zu dienen und zu geben sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Ward er nun verkannt, behandelte man ihn als Feind, oder was fast noch schlimmer, als Luft, so verschärfte sich sein Schmerz dadurch, daß das Elend und der Jammer derer, denen er gerne helfen wollte, aber nicht durfte, auf sein Herz zurückfiel. Und andererseits: wenn er gegenüber aller Verkennung auf das Zeugnis seines Vaters sich zurückzog und berief — was er auch tat —, so konnte das nicht allen Schmerz stillen, obwohl, oder vielmehr gerade weil „seine Sache des Herrn und sein Amt seines Gottes" war. Die Solidarität mit dem Zweck und Willen Gottes vertiefte gerade diese Empfindung. Es gab ja für ihn nur eine Lösung dieser Spannung, die den Durchblick zum Sieg verstattete, das vollendete Selbstopfer, die Selbsthingabe in Leiden und Tod (vergl. V. 28), deren Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit im Bewußtsein Jesu früh genug aufleuchtete.

Aber was uns hier interessiert, ist nicht die historische Frage, welche Stellung Jesus zu der Verkennung, die ihn traf, eingenommen hat. Die praktisch-ethische Seite der Sache ist viel wichtiger, und diese ist zu jeder Zeit, auch heute, aktuell.

Hüten wir uns, daß wir uns der Verkennung Jesu nicht schuldig machen!

Jesus sucht Anerkennung, und muß sie suchen, um Gottes und unser selbst willen. Wie greift er es an und wie begegnen wir ihm richtig? Darüber sind in den obigen Worten Andeutungen gegeben, die gerade in der heutigen Zeit des oft so bittern Kampfes um die Person Christi Licht und Weisung geben.

Wenn man ihnen näher nachdenkt, so will es einem vorkommen, als ob der wahre und lebendige Christus mit der Art, wie der Kampf zumeist geführt, mit der „Streitfrage", die in den Vordergrund gestellt wird, recht wenig zu tun habe. Weder aktiv noch passiv. Er streitet weder so um seine Ehre, wie viele seiner Freunde, noch leidet seine wahre Größe unter seinen Bestreitern. Als die Frage an ihn gestellt ward: Wer bist du denn? Was soll man sich unter dir vorstellen? Da gab er sich nicht, wie erwartet wurde, seine Legitimation durch einen göttlichen oder menschlichen oder gottmenschlichen Titel, sondern er sagte nur: Erstlich (d. h. vor Allem) der, der ich mit euch rede.

Was heißt das anders als: Bedenket zuerst, daß ich da bin und für euch da bin! Das Licht beweist sich damit, daß es leuchtet, die Liebe damit, daß sie liebt, die Kraft dadurch, daß sie wirkt. Dies ist die erste und höchste Position, die Jesus gegen Jeden einnimmt, der ihm nahekommt: Ich bin für dich da; ich suche nicht deine Verehrung, sondern deine Hand. Wer ihn nur erst als Wirklichkeit behandelt, der ist schon in den Machtbereich seiner Gnade getreten.

Und daß er damit allen Menschen aller Zeiten gleich nahe steht, wie seinen Zeitgenossen, das liegt unmittelbar in der Tatsache: ich bin der, der ich mit euch rede, oder, wie man auch übersetzen kann: ich bin das, was ich euch sage. In seinem Evangelium, in Wort und Tat, ist er selber. Ob ich von ihm im Neuen Testament lese, ob ich in der lebendigen Verkündigung seine Stimme höre oder in seinen Jüngern, in denen er Gestalt gewonnen, seines Geistes Hauch verspüre: immer ist er da, die überwältigende Macht, vor der ich mich beuge, der mein Innerstes sich entgegenstreckt. Ich kann ihn da, wenn anders ich ehrlich sein will, gar nicht verkennen. „Demnach ist der heutige Christus", sagt Jonathan Brierley in seiner Weise, „eine menschliche Geschichte, eine Persönlichkeit und eine dahinterliegende Macht . . . Hier findet der Mensch die unendliche Güte vermenschlicht und personifiziert."

Nur Eines wollen wir dabei nicht vergessen, worauf der Ton besonders gelegt werden muß. Die Verkennung Jesu hat, wo sie immer geübt wird, ihren tiefsten Grund darin, daß das Organ, womit er am richtigsten erkannt und seine Realität am kräftigsten verspürt wird, nicht genügend funktioniert. Dreimal wird in diesem Zusammenhang das Wort wiederholt: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden," oder, wie es schärfer und stärker wiedergegeben werden darf: an euren Sünden. Da wird nicht der Verstand oder die Phantasie aufgerufen, aber das Gewissen. Ja, wenn das Verständnis Jesu immer im beherrschenden Lichte des Gewissens gesucht würde, dann würde man nicht nur seine Größe besser erkennen, seinen Wert mehr schätzen, weil erleben, sondern es wäre auch des Streites um ihn weniger, das Einverständnis in der Hauptsache größer. Denn faktisch steht er, was unsere sittlich-religiöse Existenz betrifft, zu allen Menschen gleich, und alle gleich zu ihm: er der Retter, wir die Rettungsbedürftigen. Da muß Jeder sagen: „Ich fühls, du bists, dich muß ich haben." Da hört die Verkennung Jesu auf.

Auf dieser Grundlage läßt sich erst eine Theologie aufbauen, die jenseits des Unterschieds von „altgläubig" und

„modern", „liberal" und „positiv" steht, weil sie das Ja! die wahre Position des Lebens in sich selber trägt, eine Theologie, die ebendarum ohne Umschweife bekennen darf: „wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" J H

Das Nationalitätenproblem

1

Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer" hat die Blicke weiter Kreise auf den unglücklichen Kampf zwischen den Deutschen und Polen in unserer Ostmark gelenkt. Mit Recht sagt Naumann von diesem Buche, es sei gleichzeitig ein Beitrag zur Frauenfrage, denn es ist eine Frauenarbeit, die dem Manne Hochachtung abzwingt. Freilich gewisse ästhetische Bedenken vermag ich nicht zu unterdrücken: einmal ist bei aller Technik der Milieu-Schilderung der eigentliche Roman, ich meine die Handlung, etwas dürftig und unmotiviert, dann aber zieht Clara Viebig keine politische Lehre aus ihrer Dichtung. Es gleicht dieser Roman darin den Sudermannschen Dramen, wie dort ein soziales Problem aufgerollt wird, so hier das nationale, und in beiden Fällen bleibt die Antwort dem Leser überlassen. Das ist meines Erachtens zunächst ein künstlerischer Mangel, über den das Litteratengeschrei l'art pour l'art nicht hinweghilft. Wir verlangen von dem Dichter, der uns ein großes Problem vorführt, eine Stellungnahme, und die großen Dichter sind immer auch die Pfadfinder ihres Volkes gewesen. Von diesem Buche aber sagt Naumann mit Recht, freilich ohne darin einen Mangel zu sehen: „Die erste Wirkung der Lektüre ist die Vergrößerung der politischen Ratlosigkeit gegenüber der Polenfrage."

Ist diese Ratlosigkeit nun begründet, oder läßt sich gegenüber der Polenfrage irgend ein Standpunkt gewinnen und rechtfertigen? Ich meine ja. Für den Künstler und den Publizisten mag es schwer sein, diesen Standpunkt zu gewinnen. Allein es sähe traurig aus um die Wissenschaft vom Staat, wenn wir Staatsrechtslehrer nicht über den Kampf der Nationalitäten innerhalb des Staates ein Urteil finden könnten, das unbeeinflußt ist von jenem triebhaften Nationalismus, der als Masseninstinkt die Mengen beherrscht und überall nicht nur die staatliche Ordnung, sondern auch das wirtschaftliche Wohl der größten Gemeinwesen auf das schlimmste gefährdet. Es handelt sich hier ja nicht nur um die Polen, es handelt sich um unsere Staatsgenossen von dänischer und französischer Nationalität, es handelt sich um die nationalen Minderheiten in Rußland, die Finnen, die Balten usw. Es handelt sich um unsre lieben deutschen Brüder in Siebenbürgen, um die Magyarisierungsgelüste in Ungarn überhaupt, um den Kampf zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen, ja geradezu um die Forteristenz der österreich-ungarischen Monarchie. Wohin wir die Blicke lenken, die Welt hallt wider von dem Geschrei des Kampfes der innerhalb eines Staatswesens mit einander ringenden Nationalitäten. Da mag man es dem Gelehrten nicht verübeln, wenn er sich zum Worte meldet, um nach bestem Wissen und Gewissen einmal die Frage zu beantworten: wie und wann ist denn dieser Kampf in die Welt gekommen, welche Ziele hat er sich gesteckt und wie wird er enden? Freilich leben wir jetzt im Zeitalter der sogenannten Realpolitik, und das Volk der Dichter und Denker hat es verlernt, in den Gelehrten seine politischen Führer zu sehen. Kein Wort ist im neuen Reiche in politischen Dingen verächtlicher wie der Vorwurf des Doktrinarismus, und man treibt eine Wirtschaftspolitik der Nahrungsmittelverteuerung, die der fast einstimmigen Lehre der Wissenschaft direkt entgegengesetzt ist. Indessen, es ist noch immer sehr die Frage, wie weit wir mit dieser grundsatzlosen Politik der Interessenten kommen; die Wissenschaft steht über allen Erscheinungen des Lebens, auch über der Politik. Freilich muß ihre Theorie richtig sein, und Irrtümer sind bei ihren besten Kämpen nicht ausgeschlossen gewesen. Trotzdem wäre es gut, wenn unser Volk sich einmal wieder klar machen möchte, wie turmhoch z. B. unsere vielgeschmähten Kathedersozialisten über manchen Geschäftspolitikern stehen, die ihre Industriemonopole und den Schutzzoll des Staates auszunutzen suchen, um sich die eigenen Taschen zu füllen.

Man soll doch nicht vergessen, daß selbst Bismarck mit all seiner Realpolitik nur die Ideen ausgeführt hat, die vor ihm vorhanden waren. Ohne ihn wäre die Einigung Deutschlands vielleicht heute noch nicht vollzogen: ohne das Professorenparlament der Paulskirche, ohne die viel verspotteten Festredner der Turn- und Schützenvereine, die Bismarck vorausgegangen, wäre das Reich aber auch nicht gekommen; erst mußte die Nation für den großen Gedanken gewonnen sein, ehe der praktische Staatsmann ihn verwirklichen konnte. Das gilt auch von Bismarcks zweiter Großtat, von der sozialpolitischen Gesetzgebung. Ein Girondist der französischen Revolution und dann der Graf Saint-Simon sind es gewesen, die zuerst die Arbeiterversicherung gefordert haben.

Darum darf sich meines Erachtens ein deutscher Staatsrechtslehrer wohl für berechtigt und verpflichtet halten, seine Gedanken über das Problem der Nationalitäten zu entwickeln, so sehr er sich dabei nicht nur mit unsern leitenden Staatsmännern von heute, sondern auch vielleicht mit seinen Lesern in Widerspruch setzen muß.

2

Ich gehe zunächst dem Ursprung unserer Erscheinung nach. Und da müssen wir zunächst fragen, was ist denn überhaupt eine Nation oder Nationalität, worin besteht ihr innerstes Wesen? Die Antwort darauf ist nicht so ganz einfach. Es handelt sich da nicht um eine von Anfang an vorhanden gewesene Stammesgemeinschaft, sondern die Nationen sind im Laufe der Geschichte historisch geworden. Das zeigt das Beispiel der Franzosen, die zusammengewachsen sind aus Römern, keltischen Galliern und Briten und aus Germanen. In der Regel werden wir solche historisch gewordene Gruppe an ihrer Sprache erkennen, allein die Sprache ist kein untrügliches Merkzeichen. Kroaten und Serben sprechen dieselbe Sprache und doch fühlen sie sich als verschiedene Nationen, weil sie nicht nur getrennt durch verschiedenartigen Glauben — die Kroaten sind römisch-, die Serben griechisch-katholisch — auch in der Geschichte getrennte Wege gewandelt sind. Ganz zu schweigen von dem bekannteren Beispiel, daß Engländer und Amerikaner dieselbe Sprache reden und sich dennoch als getrennte Nationen betrachten.

Unter diesen Umständen müssen wir ganz darauf verzichten ein objektives Kennzeichen der besonderen Nationalität zu finden, den Inhalt ihres Wesens vielmehr lediglich im Subjektiven suchen. „Eine Vielheit von Menschen", heißt es in dem besten Buche vom Staate, in Jellineks Allgemeiner Staatslehre, „die durch eine Vielheit gemeinsamer, eigentümlicher Kulturelemente und eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit sich geeinigt und dadurch von andern geschieden weiß, bildet eine Nation." Also das Wesen der Nationalität ruht im Subjektiven. Die Nationalität beruht auf dem Bewußtsein. Schon dieses Resultat genügt meines Erachtens, um eine Politik als verwerflich und resultatlos zu kennzeichnen, die darauf hinausläuft zu germanisieren, zu russifizieren, zu magyarisieren. Denn gegen innere Ueberzeugungen kämpft der Staat mit all seinen Machtmitteln vergeblich. Indessen wir müssen noch eine kurze Weile bei der historischen Betrachtung der Dinge verbleiben.

Weil die Nationalität im Bewußtsein der Menschen ruht, konnte sich der triebhafte Nationalismus der großen Masse erst herausbilden im modernen Staat des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die große Masse des Volkes unter dumpfem Druck in völliger Stumpfheit des Geistes dahinlebte, war sie sich ihrer kulturellen Zusammengehörigkeit nach nationalen Gruppen nicht in dem heutigen Maße bewußt. Und wäre ein nationaler Masseninstinkt auch schon vorhanden gewesen, im absoluten Staate, wo das Volk nur Objekt der fürstlichen Regierung war, hätte er schwerlich viel ausgerichtet. So ist den Staaten bis zum neunzehnten Jahrhundert hin das Nationalitätsproblem fremd geblieben. Man hat in Brandenburg-Preußen und anderswo die ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen mit offenen Armen aufgenommen, sie haben z. B. in Berlin einmal einen starken Bruchteil der Bevölkerung gebildet, aber sie

sind niemals mit politischen Ansprüchen hervorgetreten, und deshalb sind sie vom Staate auch mit dem größten Liberalismus behandelt worden, kein preußischer Herrscher dachte daran ihnen ihre Nationalität zu nehmen, man ließ ihnen Kirche und Schule, und Reste davon haben sich ja heute noch in Berlin erhalten. Das war aber nicht nur der großherzige Geist des großen Kurfürsten: in den andern Staaten Europas erfreuten sich die nationalen Minderheiten derselben Privilegien. Es war im Jahre 1681 gewesen, daß in Straßburg ein deutscher Bischof, Egon von Fürstenberg, Ludwig XIV. als neuen Landesherrn mit den Worten begrüßte: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“ — und als Goethe etwa ein Jahrhundert später in Straßburg studierte, war diese Stadt noch ein Zentrum westdeutscher Kultur. Etwa um dieselbe Zeit gingen Rußland, Oesterreich und Preußen an die erste Teilung Polens, ohne eine Ahnung zu haben von den nationalen Schwierigkeiten, die ihren Staaten daraus erwachsen würden. Mein eigener Ururgroßvater Christoph Bernhard Josef Schücking hat im Jahre 1773 Friedrich dem Großen eine Abhandlung gewidmet, in der er die Teilung Polens als ein dringendes Bedürfnis der europäischen Ordnung hinstellte, Friedrich der Große hat ihm darauf in einem höchst schmeichelhaften Brief geantwortet, und weder der Empfänger noch der Schreiber jenes Briefes haben auch nur mit einem Worte der nationalen Schwierigkeiten der Sache gedacht. Es kam eben den Fürsten jener Zeit nur darauf an, ihre Population zu heben, mochte es sich nun um die Freude handeln, ihr Gebiet erweitern zu können oder ein neues Nahrungsmittel entdeckt zu sehen, wie etwa den Rübenzucker. Wäre doch in demselben Zeitalter das Projekt Josephs II. beinahe verwirklicht worden, sich einfach von den Wittelsbachern das Kurfürstentum Bayern abtreten zu lassen gegen die zum guten Teile romanisierten niederländischen Erblande seines Hauses. Auch nachdem in der napoleonischen Epoche schließlich die nationale Eigenart gesiegt hatte über die von Napoleon angestrebte Weltherrschaft, dachte Niemand daran, deshalb in den großen nationalen Staaten die nationalen Minderheiten ihrer Nationalität zu berauben. Die Wiener Verträge hatten z. B. die preußische Krone ausdrücklich verpflichtet, das polnische Volkstum zu schonen. Der König Friedrich Wilhelm III. verlieh der neugebildeten Provinz den Namen des Großherzogtums Posen, ein besonderes Wappen, nämlich den polnischen weißen Adler im Herzschilde des preußischen, und einen Statthalter aus dem Blute des alten polnischen Königshauses der Jagellonen, den Fürsten Anton Radziwill. Ein königlicher Zuruf vom 15. Mai 1815 erklärte den Einwohnern des Großherzogtums, sie würden in die preußische Monarchie einverleibt, ohne doch deshalb ihre Nationalität verleugnen zu müssen. Namentlich solle die polnische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen neben der deutschen gebraucht werden. Eine weitere preußische Kabinettsordre vom 20. Juni 1816 bestimmte, daß die älteren preußischen Gesetze in das Polnische übersetzt werden und daß die preußische Gesetzsammlung und die Amtsblätter der Regierungen Posen und Bromberg künftig in einer angemessenen Anzahl von Exemplaren mit einer polnischen Uebersetzung erscheinen sollten, wenn auch bei Zweifeln naturgemäß der deutsche Text vorgehen müsse. Eine königliche Verordnung über die Justizverwaltung von 1817 sicherte den Polen eine weitgehende Rücksicht auf ihre Sprache vor den Gerichten. Bis zur Julirevolution von 1830 erfolgten alle Verhandlungen und Bekanntmachungen, die für das Publikum bestimmt waren in der Sprache, die den Beteiligten verständlich war, also vielfach polnisch.

Dann aber zeigte die französische Julirevolution von 1830 dem westlichen Europa, daß ein neuer Faktor in die Politik eingetreten war in dem nationalen Gedanken. Denn die Revolution pflanzte sich nach den Niederlanden fort und führte zur Lostrennung Belgiens von Holland. Das Zusammenleben der romanischen Bevölkerung Belgiens mit den germanischen Holländern hatte sich als ein Ding der Unmöglichkeit herausgestellt. Seit dem Drucke der Fremdherrschaft Napoleons I. war man sich der eigenen Nationalität bewußt geworden. Das Weltbürgertum der Gebildeten und der gedankenlose Stumpfsinn der breiten Masse war abgelöst von einem Zusammenhörigkeitsgefühl des ganzen Volkes. Und darin sollte gerade die ungeheure Kraft dieser Idee liegen, daß sie aus einem gesunden Masseninstinkt geboren war. Es half auch Nichts, daß die Regierungen zunächst dem nationalen Gedanken direkt feindlich gegenüber standen. Man lebte damals ja noch unter dem Drucke der heiligen Allianz, die das Prinzip der Legitimität auf ihre Fahne geschrieben hatte. Das heißt der fürstliche Besitzstand, sowie er sich historisch herausgebildet hatte, sollte überall geschützt und erhalten werden. Deshalb wollte der russische Zar ja sogar die Mächte der heiligen Allianz zu Interventionen in Südamerika veranlassen, als sich die dortigen Kolonien von ihrem pyrenäischen Mutterlande lösten. Aber gerade die ungerechtfertigten Interventionen der heiligen Allianz dienten nur dazu, die Nationalitätsidee zu verstärken. Im Jahre 1848 unterlag das Nationalitätsprinzip zwar noch in Italien und Ungarn, aber die Idee wirkte trotzdem weiter, namentlich seit sie ein italienischer Gelehrter Mancini im Jahre 1851 in einer zu Turin gehaltenen Inauguralvorlesung dahin präzisiert hatte, daß jede Nation als eine Einheit in Sprache, Sitte und Recht auch einen Staat unter eigener nationaler Herrschaft bilden müsse. Zum Träger dieser Idee machte sich dann Louis Napoleon und erwarb durch seinen siegreichen Kampf gegen die Oesterreicher die nationale Unabhängigkeit und Einigung für Italien. Dann begann die Nationalitätsidee Deutschland politisch umzugestalten, so sehr sich die Fürsten zunächst gegen diesen Gedanken wehrten, da sie den Nationalstaat nur mit einer Einbuße ihrer Souveränetät erkaufen konnten. Es half den Fürsten auch nicht, daß alle diejenigen Kreise zu ihnen standen, die sich zu besonderen Vertretern ihres Rechtes berufen glaubten. Denn das ist der Humor der Sache, wie Shakespeare sagen würde: eben jene Konservativen, die sich heute in nationalen Kampfgelüsten gegen unsere Polen, Dänen usw. nicht genug tun, sind die schlimmsten Widersacher des werdenden deutschen Nationalstaates gewesen.

Als man in Deutschland national sein mußte mit Leib und Seele, waren die Konservativen Legitimisten. Freilich beweist der Ueberzeugungswechsel der Konservativen am besten, daß sie den Siegeslauf des nationalen Gedankens nicht haben aufhalten können. Hatte schon der Gedanke, man dürfe keinen Teil seines Stammes unter fremdsprachige Herrschaft gelangen lassen, zum Dänenkrieg von 1864 geführt, so brachte die Unmöglichkeit, einen deutschen Nationalstaat zusammen mit dem vielsprachigen Oestereich aufzurichten, den Krieg von 1866. Mit der Begründung des Norddeutschen Bundes war der Anfang des deutschen Nationalstaates gemacht. Dann wandte sich Napoleon gegen die von ihm selbst großgezogene Idee, indem er den befürchteten Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund hindern wollte und Teile deutschen Gebietes als Kompensationen für die Erwerbungen Preußens für sich beanspruchte. Jeder weiß, wie Napoleon durch den großen Krieg das Gegenteil von dem erreichte, was er erstrebt hatte. So hat der Nationalitätsgedanke unser Reich geschaffen und sich für unser Volk als segensreich erwiesen wie kein zweiter, kein Wunder also, daß man ihn heute überspannt.

Doch ehe wir zu einer kritischen Würdigung des Nationalitätsgedankens in der Gegenwart übergehen, sei noch in aller Kürze auf die Tatsache hingewiesen, daß unter dem Zeichen dieses Gedankens vor allen Dingen die politische Landkarte der Balkan-Halinsel völlig umgestaltet worden ist. Schon 1830 war die griechische Nation nach einem heldenmütigen Unabhängigskeitskampf zu einem souveränen Königreich erklärt worden, im Zusammenhang mit dem Orientkrieg von 1877/78 wurden Rumänien und Serbien zu selbständigen Staaten erhoben und die Verhältnisse Bulgariens so geordnet, daß seine Unterordnung unter die Türkei nur noch eine formelle blieb.

Vielleicht habe ich den Leser durch diese historischen Betrachtungen ermüdet. Indessen, mir lag unendlich viel daran, Klarheit darüber zu geben, daß der Nationalitätsgedanke, der den gegenwärtigen Rassenkämpfen zu Grunde liegt, nur eine Zeitidee ist, historisch geworden und schon deshalb wahrscheinlich

auch wieder bestimmt, im weiteren Laufe der Geschichte auszulöschen, wie andere Zeitideen. Auch über den Inhalt des Gedankens wird allseitig Klarheit herrschen: Staat und Nation sollen nach ihm zusammenfallen.

3

Aus diesem Satze leiten nun in der Gegenwart diejenigen Nationen, denen ein eigenes Staatswesen fehlt, ihre Ansprüche auf nationale Unabhängigkeit her. Deshalb haben sich die Polen an ihrer anfangs so außerordentlich günstigen Rechtsstellung im preußischen Staate nicht genügen lassen. Sie verlangten schon 1827 auf dem ersten Posenschen Provinziallandtag eine viel weitergehende staatsrechtliche Sonderstellung. Ein Programm der Gazeta Grudzionska, des Hauptorgans der polnischen Volkspartei, vom April 1902, stellt die Forderung auf, daß alle polnischen Landesteile, und zwar Schlesien, Posen, Westpreußen, Masuren und Ermland, zu einem Ganzen unter der Verwaltung eines besonderen königlichen Statthalters mit einem besonderen Landtag vereinigt werden und in Berlin ein besonderer Minister für polnische Angelegenheiten sein solle. Das würde nun freilich die Auflösung des preußischen Staats in zwei ungleiche Hälften bedeuten, außerdem natürlich auch dazu führen, daß das deutsche Element der Ostmarken verpolnischt würde. Indessen dahinter stehen wahrscheinlich noch ganz andere großpolnische Bestrebungen. Wir können es den Polen nachempfinden, daß ihr letztes Ideal fraglos der alte polnische Großstaat ist, der sich als Königtum der Jagellonen vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt hat. Und ähnliche politische Aspirationen leiten die österreich-ungarischen Nationalitäten aus ihrer nationalen Eigenart ab: während der Nationalitätsgedanke das deutsche Reich geschaffen hat, scheint es beinahe als wollte er Oesterreich-Ungarn völlig auflösen.

Wie sollen wir uns nun zu solchen Forderungen stellen? Auch wenn man dabei völlig von seinem eigenen Deutschtum absieht, müssen wir diese Konsequenzen verurteilen. Die politische Landkarte Europas läßt sich nicht nach einem so einfachen Rezept gestalten, daß jede Nation auch einen eignen Staat bilden soll. Dieses Rezept war möglich für Italien, wo der staatsrechtlichen Einheit der apenninischen Halbinsel außer dem gänzlich faulen Kirchenstaat nur einige landfremde Dynastien im Wege standen, das Rezept war ebenso erfolgreich anzuwenden für das heutige deutsche Reich, denn auch hier standen der Aufrichtung des nationalen Staates nur die Dynastien entgegen, die zunächst keine Einbuße an ihrer Souveränetät durch Errichtung eines größeren Ganzen erleiden wollten, während das gesamte Volk das dringendste Interesse am einigen Deutschland hatte. Erst recht aber mußte sich der nationale Gedanke auf dem Balkan verwirklichen lassen, wo dem kranken Manne die Glieder seines Körpers durch einen natürlichen Prozeß einzeln am Leibe abfaulen. Allein anders steht es mit Polen, anders steht es mit Oesterreich-Ungarn. Die Polen müssen nun einmal damit rechnen, daß ihr Staat unter drei Großmächte aufgeteilt ist. Und wenn Oesterreich-Ungarn sich tatsächlich auflösen, wenn selbst Rußland in der gegenwärtigen Krisis Russisch-Polen völlig aufgeben müßte, das Preußische Polen wird sich niemals von Preußen und vom Reiche loslösen. Wir wollen unsere deutschen Brüder in der Ostmark nicht unter polnische Herrschaft geraten lassen, und unsre deutsche Heeresmacht bürgt uns dafür, daß unser Wille Beachtung findet. Also täten die Polen gut, ihre großpolnischen Ideale fallen zu lassen, es ist einfach ausgeschlossen, daß wir ihnen eine staatsrechtliche Sonderstellung derart gewähren, wie sie solche verlangen. Und ebenso unfruchtbar ist der Nationalitätsgedanke für Oesterreich-Ungarn. Auch hier läßt sich das Rezept, nachdem jede Nation einen besonderen Staat bilden soll, nicht durchführen, ohne die schlimmsten Schädigungen jedes Einzelnen. Wenn sich die Deutschen, die Polen, die Ungarn, die Tschechen selbständig machten und die andern kleineren Nationalitäten wenigstens die begehrte Autonomie erhielten, dann würde es allen einzelnen sicher schlechter gehen wie heute der Gesamtheit und vielleicht würden später die Völker der österreich-ungarischen Monarchie ihre Uneinigkeit ebenso beklagen, wie wir es in Deutschland beklagen, daß wir durch den Partikularismus der Fürsten und Stämme unsre Machtstellung in der Welt für Jahrhunderte eingebüßt hatten.

Das große Reich der Donauländer ist nämlich nicht so rein künstlich durch Heiratspolitik entstanden, wie gewöhnlich angenommen wird. Es bildet vielmehr ein Wirtschaftsgebiet von natürlicher Einheit, und Wien ist dessen alles überragender Umschlagsplatz. So lag in den Gründungen der Babenberger, der Luxemburger und Habsburg-Lothringer eine innere historische Berechtigung. Denn schon vor Habsburg strebten die Donau-Sudeten- und Karpathenländer zu einem Zusammenschluß, den im vierzehnten Jahrhundert das Haus Anjou, dann die Luxemburger, dann die Jagellonen durchzuführen versuchten. Später wurde derselbe Versuch bald von Ungarn, bald von Böhmen aus gemacht, bis er vorübergehend unter Matthias Corvinus und dann dauernd unter den Habsburgern gelang. Wir sehen, die Durchführung des nationalen Gedankens würde hier geradezu kulturhemmend wirken. Aber sind nun die Nationen, die für sich keinen Staat bilden können, wirklich verurteilt ihr Volkstum zu verlieren?

4

Beinahe könnte es so scheinen, und damit kommen wir zu einer zweiten traurigen Konsequenz des nationalen Gedankens: zu der Vergewaltigung der nationalen Minderheiten. Staat und Nation sollen sich decken, das ist nun einmal das aprioristisch konstruierte Dogma, das heute die Gemüter beherrscht. Während Nationen ohne politische Organisation wie die Polen sich ein Staatswesen zu schaffen suchen, bemühen sich auf der andern Seite die großen Staatswesen, künstlich die nationale Einheit herzustellen, indem sie die Minderheiten vergewaltigen. Nun wird freilich der Staat immer beneidenswert sein, der nur mit einer ganz homogenen Bevölkerung von einer einzigen Nation zu rechnen hat, und wir sehen in Oesterreich-Ungarn, wie ein Nebeneinander von verschiedenen Nationalitäten die Fortexistenz des Staatswesens geradezu in Frage stellen kann. Indessen diese Erscheinung kann das System der Russifizierung, der Magyarisierung, der Germanisierung unmöglich rechtfertigen. Dieses System, einzelne im Nationalstaat vorhandene nationale Minderheiten zu entnationalisieren, ihnen gewaltsam die Nationalität des Herrschers oder der herrschenden Kaste aufzuzwängen, dieses System ist verwerflich und resultatlos.

Ich wiederhole es noch einmal, das System, die nationalen Minderheiten im Staate ihrer Nationalität zu berauben, um gegen ihren Willen eine fremde an deren Stelle zu setzen, ist meines Erachtens schlechthin verwerflich. Einst hat in Deutschland der schreckliche Satz gegolten: Cuius regio eius religio — die religiöse Ueberzeugung sollte der Landesherr bestimmen dürfen. Dieser Satz ist zum Glück aus dem geltenden Recht verschwunden. Aber ein anderer ist an seine Stelle getreten, der ebenso verwerflich: Cuius regio eius natio. Dieser Satz ist zwar nirgendwo staatsrechtlich festgelegt, aber die Regierung und die Mehrheit des Parlamentes sind von seiner Anwendbarkeit durchdrungen. „Wir verlangen von den Polen", hat der verstorbene Minister von Hammerstein unter dem Beifall des Parlamentes gerufen, „daß sie innerlich deutsch werden." Oder ein andermal: „wir haben zu befehlen und sie haben zu gehorchen." Kann man überhaupt mit gutem Gewissen germanisieren, und gibt es nicht ein angeborenes Menschenrecht auf die eigene Nationalität, die auf der Ueberzeugung des Herzens beruht? Diese Frage stellen, heißt sie bejahen. Die Juristerei will freilich seit Savignys historischer Schule nichts mehr von angeborenen Menschenrechten wissen; aber wehe dem Staate, der glauben wollte, derartige Ansprüche darum ignorieren zu können. Im Herzen der Menschen lebt ein Gefühl für das Recht, das von den Schulmeinungen der Juristen unabhängig ist. Deshalb gehört es zu den traurigsten Erscheinungen der Gegenwart, wenn das deutsche Bürgertum, das seine ganze Rechtsstellung im Staate den naturrechtlichen Ideen der französischen Revolution verdankt, jetzt vielfach das Naturrecht verleugnet. Das geschieht aber sowohl gegenüber den unteren sozialen Gruppen, die ihre naturrechtlichen Ansprüche auf Ar-

beit, auf Existenz, auf den vollen Arbeitsertrag, auf ein billiges Wahlrecht geltend machen, wie gegenüber den nationalen Minderheiten, die das Recht in Anspruch nehmen, ihre Nationalität zu pflegen.

Ich behaupte: ebensowenig, wie der Staat seinen Untertanen eine religiöse Ueberzeugung aufdrängen darf, ebensowenig eine ihnen fremde Nationalität. Cuius regio eius religio, und Cuius regio eius natio, beide Sätze sind für den modernen Staatsbürger unannehmbar. Beweisen freilich läßt sich eine solche Erkenntnis nicht, hier gilt das Dichterwort: „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie erjagen." Aber wenn Jemand noch schwankend wäre, den möchte ich auf die Mittel aufmerksam machen, mit denen die nationale Vergewaltigung vollzogen wird. Auch von dieser Art der Politik gilt der Satz: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Gegen das große Ansiedlungswerk in der Ostmark ist zunächst vom ethischen Standpunkt aus wenig einzuwenden. Der überwiegend deutsche Staat hat ein Interesse daran, das Deutschtum zu fördern, mag das auch den polnischen Staatsbürgern unliebsam sein. Sonst müßte man ja auch dem Staate das Recht bestreiten, so erhebliche Aufwendungen für kirchliche Zwecke zu machen, weil diesen auch eine Minderheit abgeneigt ist. So lange also die Polen freiwillig ihre Güter dem preußischen Staate verkaufen, ist gegen das Unternehmen ethisch nichts zu sagen. Indessen politisch hat es sich als verfehlt herausgestellt, indem nach der letzten Statistik der polnische Grundbesitz um 30000 ha mehr zugenommen hat wie der deutsche. Es würde zu weit führen, hier den kausalen Zusammenhang der Dinge darzulegen, im letzten Grunde ist es auch einfach, zu begreifen, daß, wenn der Staat immer neue Tonnen Gold über eine überwiegend polnische Provinz ausstreut, dieses Gold sich schließlich in polnische Taschen verliert. Der Staat ist deshalb zu schärferen Maßregeln übergegangen. Ein neues Ansiedlungsgesetz vom Jahre 1904 verbietet die Errichtung neuer Ansiedlungen ohne besondere Genehmigung des Regierungspräsidenten. Wenn diese Bestimmnng überhaupt irgend einen Zweck haben soll, muß der Regierungs-Präsident diese Genehmigung gegenüber Polen wieder und wieder versagen. Wir hätten es also glücklich soweit gebracht, daß der polnische Bauer sein Gut nicht mehr unter seine zwei Söhne teilen und dem zweiten Sohne auf seinem eigenen Grund und Boden ein Haus bauen kann; wir sind glücklich soweit gekommen, daß der polnische Bergmann, der als Grubenarbeiter jahrelang gedarbt und gespart hat, nicht mehr in seiner Heimat von einer polnischen Bank ein Gelände erwerben und Haus und Hof darauf errichten kann. Muß es da dem Polen nicht wie schneidender Hohn in den Ohren klingen, wenn der Kaiser sicherlich optima mente aber ohne Erwägung dieser Verhältnisse den Polen in Gnesen zugerufen hat: „Deutschtum ist Kultur, ist die Freiheit der Betätigung für Jeden"?

Und weiter: zu dem Kampf um den Grund und Boden gesellt sich der Kampf um die Sprache. Nicht in der Sprache ihrer Mutter, sondern — abgesehen von dem Religionsunterricht der Unterstufe — ausschließlich im Deutschen werden die Polenkinder unterrichtet. Vor einiger Zeit forderte ein Artikel der Kölnischen Zeitung, es dürften den Polenkindern nur Lehrer gesandt werden, die kein Wort polnisch sprechen könnten, damit ja in der Schule kein polnisches Wort fällt. Und diesen Lehrern, die die Sprache der Kinder nicht verstehen, sollten die Eltern ihr Liebstes auf Erden im zarten Alter von sechs Jahren anvertrauen? Ist das menschlich, ist das sittlich? Wir sind darin viel schlimmer wie die Magyaren, die erst neuerdings fordern, daß abgesehen von dem speziellen Unterricht der ungarischen Sprache in einem andern Fach der Unterricht in den sächsischen Schulen ungarisch erteilt wird. Und zu diesem Kampf um das Erdreich und um die Sprache gesellt sich ein System kleinlicher Polizeimaßregeln, von dem man am liebsten schweigt. Den Beweis dafür liefern nicht nur die oppositionellen Zeitungen, nicht nur die überreichlichen Beschwerden der Polen im Parlament, sondern als zuverlässigste Quelle die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts mit ihrem unanfechtbar festgestellten Tatbestande. Was soll man z. B. davon sagen, wenn einem Wirt verboten wird in seiner Gaststube neben dem Bilde von Kaiser Wilhelm II. sich auch zwei polnische Nationalhelden aufzuhängen? Haben wir da etwa die Freiheit der Betätigung? Wird dadurch der Wirt und seine Gäste innerlich deutsch?

So sind aber unsere Germanisierungsbestrebungen nicht nur verwerflich, sie sind auch völlig vergeblich. Wird nicht der Pole, der dennoch seine Ansiedlung bewerkstelligen möchte, einen deutschen Lumpen finden, der ihm für 20 Mark seinen Namen leiht und ihm die obrigkeitlich genehmigte Ansiedlung dann verkauft? Das soll jetzt schon gang und gebe sein in der Ostmark. Wir müßten also, um wirklich Etwas zu erreichen, die Polen vom Erwerb von Grundbesitz schlechthin ausschließen. Das hat ein preußischer Regierungsassessor auch schon vorgeschlagen.*) Allein auch dann wäre allen Scheingeschäften noch immer Tür und Tor geöffnet und wir kämen zu russischen Verhältnissen, wo die Fabriken der Ausländer auch zum Schein auf einheimische Namen eingetragen sind. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß ähnliche Verbote früher in Frankfurt a. M. und in Hamburg gegenüber den Reformierten bestanden und sich als völlig nutzlos erwiesen haben. So bliebe zu guterletzt nur ein Ausweg: die Polen sämtlich über die Grenze zu jagen. Dann wäre jener Bischof von Salzburg glücklich erreicht, der seine Protestanten austrieb.

Ebenso unfruchtbar wie der Kampf um den Grund und Boden ist der um die Sprache. Wie kann man sich einen Erfolg davon versprechen, daß man nach magyarischem Rezept Ortschaften polnischen Ursprungs mit deutschem Namen umtauft; wo doch andern Orts sogar bei vollständiger Germanisierung sich die alten Ortsnamen wie Xanten, Köln usw. erhalten haben. Am schädlichsten wirkt der Sprachenkampf auf das Bildungswesen. Der Bürgermeister einer Stadt in Südschleswig hat mir erzählt, daß sie in ihrer städtischen Schule in den unteren Stufen nur Lehrer anstellen könnten, die des Friesischen mächtig seien. Selbst den Lehrern aus der benachbarten Provinz Hannover gelänge es nicht, sich den kleinen Friesenkindern verständlich zu machen und sie zu verstehen. Darunter litten dann Erziehung und Unterricht gleichmäßig. In welchem Maße muß das nun der Fall sein, wenn eine slavische und eine deutsche Sprache sich in der Schule begegnen! Wie kümmerlich die Unterrichtserfolge in der deutsch-polnischen Schule der Ostmark sind, davon ist in diesen Blättern früher die Rede gewesen (1902, Nr. 45). Noch jüngst sprach ich einen Agrarier der Ostmark, der Sachsen aus Siebenbürgen als Saison-Arbeiter gehabt hatte und erstaunt war darüber, wie sehr sie seinen eigenen Leuten an Bildung überlegen seien. Werden aber nicht die preußischen Polen, je ungebildeter sie sind, umsomehr der nationalpolnischen Verhetzung anheimfallen?

Was soll überhaupt hier wie anderwärts im Reiche der Kampf gegen Ideen?

5

Nun ist mir früher gesagt worden, in der Politik dürfe man mit den Mitteln nicht wählerisch sein. Wie viel sich durch die äußeren Machtmittel gegenüber den nationalen Minderheiten erreichen lasse, das beweise Rußland, wo man niemals sittliche Bedenken habe. Nun, diesen Einwand haben die jüngsten Ereignisse genügend widerlegt. Wie wenig das System der Vergewaltigung tatsächlich zu erreichen vermag, zeigt kein Staat so deutlich wie Rußland. Wie offene Geschwüre sind am Körper des russischen Reiches alle die Stellen losgebrochen, wo man glaubte erfolgreich russifiziert zu haben, in Warschau haben sogar die Töchterschulen gestreikt, um ihre nationalpolnische Gesinnung zu bekunden. Schon seit einiger Zeit hat der Zar zugestanden, daß mit Ausnahme von Geschichte und Geographie alle Unterrichtsgegenstände in den polnischen Elementarschulen auf polnisch gelehrt werden sollen. Die Publikation der „Russen über Rußland" weist darauf hin, daß die gänzliche innere Zerrüttung des Staates mit dem Beginn der Russifizierung zusammenfalle, und der letzte Semstwo-Kongreß hat sich einstimmig für

*) Vergl. Herr, Neue Bahnen der Polenpolitik. Berlin 1903. Derselbe Vorschlag ist in allerjüngster Zeit bei der Tagung des Deutschen Landwirtschaftsrates gemacht worden.

die Wiedereinführung des nationalen Unterrichts in allen Volksschulen nationaler Minderheiten ausgesprochen. Wollen wir tatsächlich hinter Rußland zurückbleiben, und glaubt man unsere Polen germanisieren zu können, wenn jenseits eines ganz willkürlich gezogenen Grenzstriches Millionen von Polen vielleicht sogar staatsrechtliche Autonomie erhalten?

Aber, ist mir von anderer Seite häufig eingeworfen, man darf unmöglich Russifizierung, Magyarisierung, Tschechisierung usw. mit der Germanisierung zusammenstellen. Jene Nationen unterdrücken die höhere Kultur zugunsten der niederen, wir Deutsche machen es umgekehrt. — Ich bin freilich auch der Meinung, daß unsre deutsche Kultur die höhere ist, und doch vermag ich jenen Einwand nicht anzuerkennen. Erstens ist die polnische Kultur nicht so kümmerlich, wie unsere Nationalisten behaupten. Wenn auch die Lage des niederen Volkes eine trübe war, ein Volk, das schon 1364 eine eigene Universität in Krakau hatte, als es im deutschen Reich heutigen Umfangs noch keine einzige Universität gab, hat eine alte nationale Kultur. Zweitens kann kein Mensch wissen, zu welcher Blüte die spezifisch polnische Kultur in Dichtung, Malerei und Wissenschaft noch einmal aufsteigen könnte: man denke nur, welche Verachtung so ein Römer wie Varus für die germanische Kultur gehabt haben wird und was wir trotzdem in der Kulturgeschichte geleistet haben. Endlich aber wollen die Polen nun einmal unsere Kultur nicht haben, weil sie an der ihren hängen. Und aus der graduellen Verschiedenheit der Kultur das Recht der Germanisierung abzuleiten, das kommt mir gerade so vor, als wollte die deutsche Regierung meine Landsleute, die westfälischen Bauern, die seit den Tagen Karls des Großen auf ihrer Scholle sitzen, gewaltsam nach Samoa verpflanzen und den Widerstraubenden zum Troste sagen: Hier ist es ja viel schöner, hier wachsen Palmen statt Eichen und Ananas statt Buchweizen.

Endlich ist mir häufig der Einwand gemacht worden, wir seien ja nur in der Verteidigung gegen die nationalen Minoritäten. Das ist doch nur zum Teil richtig. Die Germanisierungsbestrebungen in Polen datieren nicht erst von den schlimmen Erfahrungen des polnischen Aufstandes von 1863, sondern sind so alt wie der Nationalitätsgedanke selbst und zuerst seit 1840 von dem Oberpräsidenten von Flottwell betätigt, den unsere Nationalisten darum nicht genug zu rühmen wissen. Wir verfolgen dieselben Bestrebungen in Schleswig, obgleich mich bis zu meiner Todesstunde Niemand davon überzeugen wird, daß die 119 000 Eiderdänen eine Gefahr für unser 60 Millionen-Reich sind. Was wir uns mit dieser Germanisierung an der dänischen Grenze verscherzen, ist ja bekannt. Es besteht ein natürliches Bedürfnis der nordischen Reiche in Mitteleuropa eine politische Annäherung zu suchen. Wenn man aber die Kampfespolitik gegen die deutschen Dänen fortsetzt, dann wird man seine Anlehnung wohl wo anders suchen und finden. Das gilt namentlich von Norwegen, das ja dänischer Nationalität ist und jetzt wiederum einen dänischen König hat. Wenn dieser, ohnehin mit dem englischen Hause verschwägert, sich auf das engste an England hält, wird uns wiederum gesagt werden, daß wir isoliert sind, trotzdem wir kein Wässerchen trüben. Aber auch gesetzt, wir wären von jeher in der Verteidigung gegen die nationalen Minderheiten gewesen, die Reaktion darf doch nicht weiter gehen wie die Aktion. Darin liegt der Kardinalfehler unserer Politik, daß wir jede nationale Betätigung der Minderheiten als unerlaubten Angriff gegen uns ansehen. Gewiß können hinter der nationalen Betätigung politische Ambitionen stecken, die wir bekämpfen müssen. Wenn aber Jemand, der eigentlich deutscher Abstammung ist, sich jedoch als Pole fühlt und seinen Namen polnisch schreibt, so soll ihn der Staat ruhig gewähren lassen, zumal wenn der Name schon bei seiner Geburt so eingetragen wurde. Das ist noch keine Gefahr für unsern Staat. Es gibt umgekehrt genug Träger polnischer Namen, die sich als Deutsche fühlen. Es ist also bei jeder nationalen Betätigung erst zu prüfen, ob damit wirklich staatsgefährliche Handlungen begangen sind. Und diese Frage ist erst dann zu bejahen, wenn unsre Gesetze verletzt sind. Wir leben nämlich dank den Kämpfen unserer Väter und Großväter in einem Rechtsstaat: d. h. Jedermann darf seine Neigungen und Ueberzeugungen so lange betätigen, bis er mit den Gesetzen in Konflikt kommt. Wenn wir demnach Sozialisten und Anarchisten ruhig ihre Propaganda treiben lassen, obgleich doch auch diese Ideen unsern Staat auf das schlimmste gefährden können, so dürfen die nationalen Minderheiten ein gleiches Recht für sich in Anspruch nehmen.

6

Ich komme damit zu meinem positiven Programm.

1. Die Einheit unseres Staatswesens muß aufrecht erhalten, und die Kultur der Deutschen in der Ostmark nach Möglichkeit gestützt und gefördert werden. Dazu ist ja z. B. durch Begründung der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Posen ein vielversprechender Anfang gemacht.

2. Die Einheit des Staates erfordert nicht die im Staate der Gegenwart so wie so resultatlose Germanisierung der nationalen Minderheiten. Alle Ausnahmegesetze und Verordnungen müssen aufgehoben werden.

Das ist das Programm, wie es § 118 der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 verheißen hatte:

> Allen nicht deutsch-redenden Volksstämmen wird ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege.

Nach dem Scheitern des Verfassungswerkes der Paulskirche hat die preußische Regierung sich dieses Programm zu eigen gemacht und als § 186 in die Reichsverfassung aufgenommen, über die man sich im Dreikönigs-Bündnis mit Sachsen und Hannover geeinigt hatte.

Freilich die Ausführung dieses Programmes ist nicht leicht. Vor allen Dingen müssen wohl in den polnischen Schulen die Kinder auf den höheren Stufen soviel Deutsch lernen, daß sie zu Rekruten geeignet sind. Aber wenn man alle Einzelfragen statt unter dem Gesichtspunkt nationaler Eitelkeit als rein technische Verwaltungsfragen ansieht, wird und muß man zum Ziele kommen. Das zeigt das Beispiel der Basken in Spanien, der Bretonen in Frankreich, der keltischen Cimbern in Wales. Sie haben sich ihre Nationalität bewahren können und denken nicht an eine Lostrennung von ihrem Staatsverbande.

Ich habe freilich wenig Hoffnung, daß diese meine Ideen über das Nationalitätsproblem so bald zum Durchbruch gelangen. Vergeblich späht man in den Reden unserer Minister nach einer wahrhaft staatsmännischen Auffassung der Dinge, die das Nationalitätenproblem sub specie aeternitatis betrachtet. Wozu soll es führen, wenn selbst ein so feingebildeter Mann wie der Fürst Bülow als erster Staatsmann des Reiches die stärkere Volksvermehrung der Polen mit der von Kaninchen vergleicht? Können nicht die Franzosen von unserer Volksvermehrung dasselbe sagen? Gibt es etwas Heiligeres auf Erden wie das Kind? Müssen wir nicht in unserem Staate die drei Millionen Polen als Genossen achten? Ich glaube Schillers Freund Humboldt hätte so nicht von den Polen gesprochen, und wenn er so gesprochen hätte, dann wäre ein Sturm der Empörung über solchen Mangel echter Menschlichkeit über Deutschland dahingeweht. Bülows Worte aber wurden von unserer nationalen Presse mit Behagen nachgedruckt. Auf so abschüssigen Pfaden möchte man unsere Nationalisten an das Wort erinnern, das Grillparzer einst den Nationen warnend zugerufen: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität."

Und unsere übrigen Verwaltungsbeamten? Hat auch nur einer von ihnen Zeugnis davon abgelegt, daß er sich über den nur zeitlichen Charakter des Problems im Klaren ist? Hat einer daran gedacht, daß sich jahrhundertelang in Deutschland die Konfessionen gegenseitig zerfleischt haben, daß der protestantische Deutsche sich freute, wenn sein katholischer Stammesgenosse von den Schweden massakriert wurde und der katholische Deutsche, wenn Gleiches dem protestantischen von dem Franzosen geschah, daß sich dann endlich ein Nebeneinander verschiedener Bekenntnisse dennoch als möglich erwies? Ahnt keiner von unseren Staatsmännern, daß auch der nationale Gedanke nur einen relativen Wert hat, daß über kurz oder lang eine

Zeit kommen wird, wo man sich über ganz andre Probleme streiten wird?

Alle diese Erwägungen scheinen unsern regierenden Männern unbekannt geblieben zu sein. Sonst würden sie sich über die Parteien stellen und mit der Erbweisheit der römischen Kurie sagen: patiens quia aeterna. Auch der preußische Staat ist ewig und wurzelt felsenfest in unser aller Gesinnung. Da sollte die Regierung, statt die Gegensätze zu verschärfen, warten, bis das krankhaft gesteigerte Nationalitätsgefühl unser Tage wieder einem verständigen Urteil Platz gemacht hat.

Allein hier, wo an unsere Regierung so unendlich schwierige Fragen herantreten, zeigt sich die Unzulänglichkeit unserer Regierungsbeamten im hellsten Lichte. Wir werden ja von lauter ehrenwerten Männern regiert, und das ist schon unendlich viel, wenn man auf die Zustände anderer Staaten sieht. Allein wenn man sich nur die Namen der Verwaltungsbeamten unserer Provinzen vergegenwärtigt, so sind sie zum großen Teil vom Landrat bis zum Minister des Innern aus dem Kleinadel hervorgegangen. Niemand aber kann behaupten, daß diese Kaste bei uns die geistige oder auch nur die wirtschaftliche Führung hätte. Es sind jetzt hundert Jahre her, daß der Freiherr vom Stein, der sicherlich kein Volksaufwiegler gewesen ist, den Ausspruch tat: „Wissenschaft, Kapital und gute Sitten werden in Deutschland fortan beim Bürgertum sein.“ Wie sehr jenen Kreisen des agrarischen Kleinadels manchmal der Kontakt mit der Bildung unserer Zeit mangelt, das kann man z. B. den denkwürdigen Worten entnehmen, die Herr von Köller, der Germanisator erst von Schleswig, dann jetzt von Elsaß-Lothringen, als Preußischer Minister des Innern zur Empfehlung der Umsturzvorlage über die deutsche Litteratur gesprochen hat. Von solchen Elementen unsers Beamtentums, die ferner zum guten Teile während ihrer Studienzeit, statt die Zeitprobleme wissenschaftlich zu erfassen, ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet haben, dem Mensurgegner die Schläfenader durchzuschlagen, ist für eine großzügige Nationalitätenpolitik wenig zu erwarten.

Indessen, wir wollen die Verantwortung für unsre meines Erachtens gänzlich verfehlte Nationalitätenpolitik nicht einseitig auf die Verwaltung schieben. Die Regierung wird hier getragen von der öffentlichen Meinung weiter Schichten des gebildeten Bürgertums. Aber wir fragen: wie ist es möglich, daß unser deutsches Volk, das dem Fremden immer gerechter geworden ist wie sich selbst, daß wir uns durch triebhaften Nationalismus zu solchem Kampfe fortreißen lassen? Die Antwort liegt meines Erachtens in Folgendem.

Nirgends zeigt sich klarer wie hier, daß, so pietätlos es klingt, in mancher Beziehung Bismarck in der deutschen Volksseele eine verheerende Wirkung angerichtet hat. Es ist beinahe schon ein Gemeinplatz geworden, wenn man sagt, daß große Männer nicht nur die äußeren Schicksale ihres Volkes beeinflußt haben, sondern daß ein Stück ihres innersten Wesens in ihren sämtlichen Volksgenossen fortlebt. In diesem Sinne ist jeder Protestant ein Stück Luther, jeder künstlerisch Gebildete ein Stück Goethe und jeder Deutsche von heute ein Stück Bismarck. Bismarck aber war ein Genie der Tat, kein Genie der Gesinnung. Er war die machtvollste Persönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, aber seine sittliche Weltanschauung ist charakterisiert durch das Wort: „Macht geht vor Recht.“ Ich weiß sehr wohl, daß Bismarck dieses Wort gar nicht gesprochen hat; allein es ist kein Zufall, daß man ihm dieses Wort in den Mund gelegt hat, es charakterisiert ihn eben so gut, wie Ludwig XIV. der angedichtete Satz: L'état c'est moi, oder wie Luther die von der Kritik angezweifelte Aeußerung in Worms: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

Trotz aller Bismarckverherrlichung wird dieses Wort mit ihm fortleben. Keiner unsrer modernsten Staatsmänner hat die äußeren Machtmittel des Staates, Polizei, Kerker und Verbannung, im Kampfe gegen die Ideen rücksichtsloser angewandt wie Bismarck. Freilich wer sich von dem gedankenlosen Hurrahrufen für den geschichtlichen Bismarck freigemacht hat, wer die Geschichte seiner inneren Politik unbefangen würdigt, der lernt, wie gefährlich die Ueberschätzung der Macht Bismarck selbst geworden ist. Die katholische Kirche und die Sozialdemokratie sind nur kräftiger aus dem Kampfe hervorgegangen, den Bismarck mit allen Machtmitteln des äußerlich allmächtigen Staates gegen sie geführt hat. Denn wie selbst Napoleon I. gesagt hat: „es gibt nur zwei Kräfte in der Welt, das Schwert und den Gedanken; auf die Dauer aber siegt der Gedanke über das Schwert.“ Das lehrt jede Seite im Buche der Geschichte; ich brauche nur daran zu erinnern, wie selbst das römische Weltreich der Ideen des Rabbis von Nazareth nicht Herr geworden ist.

Also wir dürfen nicht in die Fehler einer Politik verfallen, mit der selbst ein Bismarck scheiterte. Der Kampf gegen die nationalen Minderheiten ist ein aussichtsloser Kampf gegen Ideen. Und wir müssen suchen, unsern Gegnern wiederum gerecht zu werden. Kein Mann hat das weniger verstanden wie Bismarck, keiner ist haßerfüllter gewesen gegen seine Gegner wie Bismarck über das Grab hinaus. Wer anders als Bismarck hat es gewagt, unsere katholischen Volksgenossen als Reichsfeinde zu brandmarken, die für die Gründung des Reiches auf dem Schlachtfeld ihr Leben gewagt hatten so gut wie die Protestanten, nur weil sie über die Abgrenzung von Staat und Kirche anders gedacht haben wie Bismarck selbst?

Bei Bismarcks Entlassung hat ein Kirchenfürst gesagt: „Was würde daraus werden, wenn dieses so mächtige Deutschland nun auch gut werden wollte!“ Wir müssen wieder gut werden. Weniger Bismarck und mehr Schiller! In diesem Sinne muß sich der Geist unseres Volkes erneuern, müssen wir bei aller Staatsgesinnung den triebhaften Nationalismus durch den Geist der Menschlichkeit überwinden.

Nur wenn uns das gelingt, werden wir unser Deutschtum bewahren. Nichts führt weiter ab vom deutschen Volkstum, wie jener ungerechte Geist des Nationalismus. Das hat jenen Gotenkönig Dietrich von Bern unsterblich gemacht in Sage und Geschichte, daß dieser Barbarenfürst den Ruhm der Gerechtigkeit in seinen Landen höher stellte, wie den Ruhm der Waffen.

„Deutsch sein, heißt gerecht sein.“

Walther Schücking

Von der Hexe, die eine Heilige war

1. Was das Waldschloß erzählt. 2. Das himmlische Gloria. 3. Die furchtbarste Geschichte der Welt. 4. Wie Gisela mit Leiden stritt. 5. Der Herrgottsnarr. 6. Das ewige Brot

1. Was das Waldschloß erzählt

Ich wohne in einem Waldlande, in dem es viele alte Schlösser gibt. Keine Ruinen, das ist eben das Besondere, sie sind alle wohl erhalten und liebevoll gepflegt. Jedes dieser Schlösser hat viel erlebt — sie alle haben den Jammer des dreißigjährigen Krieges an sich vorüberrauschen hören — sie sahen ein kümmerliches, deutsches Leben wieder erstehen — sie wissen viele, viele Geschichten, die alten Schlösser. Darum liebe ich sie auch so sehr.

Keines aber liebe ich mehr als ein vergessenes Waldschloß, das ich Schweigen nennen will. Es ist eine Burg mit Palas und Bergfried und äußerem und innerem Schloßhof. Im äußeren Schloßhof steht eine herrliche Linde, von einer Brustwehr umgeben, von der man hinunter sieht in grüne Täler und hinüber an blaue Waldberge. Auch ein Brünnlein singt dort sein eintöniges Lied. Die Linde ist sehr alt, gewiß dreihundert Jahre, sie rauscht so seltsam, diese Linde, die weiß auch Geschichten. Im innern Schloßhof ist eine schöne Pforte und darüber ein in Stein gehauenes Wappen. Von ihr aus führt eine Treppe in die oberen Stockwerke. An den geweißten Wänden hängen schwarzdunkle Bilder, mächtige Hirschgeweihe dräuen von jeder Wendung herunter. Oben ist ein Vorraum, in den die verschiedenen Türen münden. In der Mitte steigt dunkles Balkenwerk in die Höhe, das die Decke trägt. Um die dicken Holzsäulen geht ein Bänkchen. Da wartete wohl einmal Jemand.

Gleich die erste Türe, in die ich hineingehe, und ich gehe oft hinein, und am liebsten allein mit der Försterin, die das

Schloß verwaltet, führt in ein Schlafgemach. Alle, die das Bett sehen in dem vergessenen Waldschloß, staunen über diese Pracht der seidenen Vorhänge, an denen fleißige Hände Jahre lang gestickt haben müssen. Das Bett ist nun leer, aber die Försterin holt mir immer wieder eine gelbe, seidene Decke heraus, die sie in einer Lade aufbewahrt, und zeigt sie mir. Blasses Gelb ist die Decke, und mit weißen seidenen Ornamenten ist sie gestickt. Sie ist schon sehr alt, am Rande hat sie Löcher, aber in der Mitte sind ihre Farben frisch.

Wie kommt diese Decke in das einsame Waldschloß, in dem seit manchen Jahrhunderten die hohen Herren, die da jagen, nur eine Nacht schlafen, um am grauenden Morgen auf die Pürsch zu gehen? Ach könnt ich doch allein bleiben hier, eine Nacht nur, und hören, was sich die Wände erzählen, was die alte Diele kracht, was das Käuzlein draußen im Bergfried schreit. Kommt nicht ein Schritt die Treppe herauf? Wer wartete da draußen auf dem Bänkchen? Klingen nicht verlorene Lautentöne um das Balkenwerk?... Immer wieder komme ich, es rauscht mir das Brünnlein, ich streiche mit verlangenden Händen über die gelbseidene Decke, durch das Epheugewirr am Fenster fällt goldenes Abendlicht auf das Himmelbett . . und . . da sehe ich . . . ich sehe ein weißes Linnen über die verlassene Lagerstätte gebreitet — die gelbe Decke liegt wieder darauf. Auf den Kissen liegt ein goldener Kopf . . Ein Mädchen! Nie sah ich etwas Schöneres! Diese seltsamen blauen Augen! Diese dunkeln Pupillen, die sich plötzlich weiten und deren Blick dann die Ferne durchdringen soll. Ich kenne die Augen, ich kenne den Blick. Warum ist denn das Mädchen so blaß? Ich sehe die zarten Hände auf der gelben Decke liegen. Es läuft ein roter Streifen um das Handgelenk, ein häßlicher roter Streifen und doch! er gehört zu diesen Händen. —

Da ist wieder Alles verschwunden. Traurig gehe ich hinaus. Ach wie lang währt es, bis sie mir Alles erzählt haben, was sie wissen, diese grauen Wände, der kreischende Turmhahn, dieses Fenster, das über der Treppe mit den Geweihen ist. Die Linde rauscht: „Ich sah einen Reiter, im rasenden Ritt kommt er den Berg herauf, wen hält er vorne auf seinem Pferd? Ich sah einen goldenen Kopf, der wie eine gebrochene Blume herunterhängt. Ich sah den Reiter im Burghof absteigen, und vorsichtig trägt er in seinen Armen ein Mägdlein hinein zur Pforte. Ach es ist lang her — die große Eiche dort war noch ein kleines Bäumlein.“ Mehr als 200 Jahre her ists dann, denk ich. Was war das für eine Zeit? Die schlimme, die bittre Zeit im deutschen Land, da überall die Scheiterhaufen rauchten und ein unsäglicher Jammer zum Himmel schrie — — die roten Streifen an der Hand, und die Augen, die in die Ferne sehen! Das war eine Hexe. Und der Reiter verbarg sie hier. Er flüchtete sie wohl. Drüben, zwei Stunden weit, ist eine kleine Residenz, dort liegen noch viele alte Papiere, die noch heute das Herz vor Entsetzen schlagen machen, wenn man in sie hineinsieht. Er sandte ihr die seidene Decke; für sie hing er die wunderbaren Vorhänge an das Holzwerk des Betthimmels.

Ich kann das Mädchen mit den goldenen Haaren um das weiße Gesicht nicht vergessen. Wenn ich Lilien sehe, denke ich an sie, aber weißer, viel weißer als die Blumenblätter war diese Haut, goldener, viel goldener als die Fäden im Lilienherzen waren diese Haare. Seidene Decke, du mußt die Geschichte wissen, der Lindenbaum sah sie nur kurz — du brauner gedrehter Bettpfosten, du bist doch die ganze Zeit dabei gestanden! Hast du denn alles vergessen? Du hast so viel Zeit daran zu denken. Hast du denn je wieder so etwas Liebliches gesehen? Blieb denn kein Ton der Stimme, der Stimme die zu den Augen und den Händen gehört, irgendwo hangen? Ich hörte doch auch die Lautenklänge um das Balkenwerk des Vorraums schweben — Geister von Klängen nur — doch ich kenne sie ja, — das ist eine alte Volksweise . . . „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod — Freue dich schöns Blümelein.“ Es ist eine Männerstimme, die singt und die im Weinen erstirbt. Und dann höre ich noch eine Stimme von dem Lager aus — das muß ihre Stimme sein — ach das ist ja die süßeste Stimme der Welt! Und dann eine Altweiberstimme freundliche Trostworte murmelnd.

Nun weiß ja jedes Eckchen zu erzählen, Nichts haben die vergessen, gar Nichts. So lang haben sie gewartet, bis sie es Jemand erzählen durften, was sie wissen. Jemand, der nicht nur hört, der auch sehen kann, wenn andere Leute nur das kahle Bett und die gelbe Decke sehen. Und die erzählen mir Alles. Jahre brauchen die dazu, denn nicht immer kann ich bei ihnen sitzen und ihnen zuhören. Sie erzählen mir die Geschichte vom Grafensohn und der Hexe. Von der Hexe, die eine Heilige war. Wie der Grafensohn die Hexe, die eine junge Gräfin und Waise gewesen sei, hieher geflüchtet habe. Wie er um die Wette ritt mit dem Tod, das sah ja die Linde. Wie sie da in langem, schwerem Siechtum gelegen sei, Niemand bei ihr als ein Kind und ein altes Weiblein, ein sehr liebes altes Weiblein, das sie gepflegt habe. Warum war sie denn so krank? Das denk ich mir nun schon, ich kenne ja das Gewölbe unter dem Schloß im Städtlein und die Dinge, die sie dort hatten, von denen habe ich auch schon gehört. Die können sie doch nicht alle auf diese zarte Blume losgelassen haben — das Weiblein schüttelt den Kopf: O nein, um eine halbe Stunde nur kam er zu spät. Also doch! Eine halbe Stunde kann lang sein, in einer halben Stunde kann ein Leben verdorben oder gerettet werden! — Das seltsamste Geheimnis wissen die Vorhänge. Sie sagen: Wie oft haben diese träumenden Augen, diese Augen, wie wir sie unter all den Vielen, die in Jahrhunderten an uns vorbeigingen, nie mehr erblickt haben — zu uns aufgesehen! In Jammer, in Seligkeit, in Staunen. Sehen die nach unsern Seidenfäden? Nein! so sieht man die herrlichsten Stickereien der Welt nicht an! Da sei ein Engel gestanden, der habe Leiden geheißen. Zu dem haben die Augen aufgesehen, daß es Allen manchmal geschaudert, aber immer ihre Seelen bewegt habe. Süßeres und Schauerlicheres habe es nie gegeben, als dieses Antlitz, wenn es aufgehoben gewesen sei zu dem Engel Leiden. Wie hieß sie denn, die Holdseligste? Weiß es vielleicht der krummblinde Spiegel an der Wand dort? das Brünnlein unter dem Lindenbaum — es sagt ja immerfort, seit 200 Jahren, den holden Namen, und jetzt erst versteh ich, was es sagt: Gisela, Gisela, Gisela plätschert das Brünnlein. Und ich beuge mich darüber und trinke von seinem Wasser. Und dann sitze ich wieder an dem Bett —. Ich muß mich nur erwehren der Geschichten, die sie mir erzählen . . . Hier sind etliche.

2. Das himmlische Gloria

Gisela: Die liebe Frau Trost, die beste Frau Trost . . . ich will ihr eine Geschichte erzählen, wie es einmal sein wird. . . . Wenn ich droben bin im himmlischen Garten, — der ist sehr groß — so such ich mir am liebsten einen stillen Ort unter den Frühlingsbuchen . . . . Ganz maiengrün sind sie und es geht ein Weg hindurch, auf dem die Sommerfalter fliegen. Anemonen in Tausenden stehen da, und der Wind bringt zuweilen ein Klingen mit von den seligen Chören, sonst ists ganz still — und ein Bächlein mit schnellen silbernen Wellchen ist auch da, daß ich meine Füße hineinhängen kann . . Da sitz ich dann und wind mir ein Anemonenkränzchen und denk: Vielleicht kommt heute der Herr Jesus vorbei. Dann leg ich ihm mein Kränzchen auf den Weg. Es ist so still, daß mir beinah die Augen zufallen, und ich denk noch so halb im Traum: die müssen heute ein großes Fest da drüben haben, ich hör ja schon die Morgensterne. Die haben nämlich die Orgelpfeifen, jeder einen Ton. Auf einmal flattert was herbei . . es ist ein Himmelsbübchen, so zehn Jahr alt wars, wies kam. Lang ists noch nicht da, drum ists auch noch recht wild. Das sind mir immer die Liebsten, die erst gekommen sind. Gisela, ruft das Bübchen — wo steckst du denn . . . hörst du denn nicht, daß sie drüben den großen Willkomm üben . . . Und die heiligen Jungfrauen gehen alle schon hinaus . . die Dorothea frägt nach dir . . . du sollst neben dem Herrn Jesus stehen. Nun nehm ich aber mein Anemonenkränzchen und schnell hinunter zur Pforte . . . Die winken mir schon. Ich sage: ja wer kommt denn, Dorothea? Denn so festlich ist es nicht immer . .

Es sind richtig die Morgensterne da, für das große Gloria . . . Die himmlischen Knaben — seit wir einen neuen Meister droben haben, singen die immer das: Ehre sei Gott in der Höhe. Und da stehen die Scharen von Stimmen, für den großen Willkomm. Und der Herr Jesus sagt: Gisela, stell dich daher, es kommt die Frau Trost. Und da kommt sie, die Frau Trost in ihrem grauwerkenen Kleid und dem frischen weißen Sonntagstüchlein — klein, grau, gebückt . . . . Da fangen sie den großen Willkomm an: Kommet her, ihr Gesegneten des Herrn, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt . . . . Dann kommt das Gloria. Und ehe der ganze Chor mit den Harfenisten, den Violinen, dem Diskant der heiligen Jungfrauen, — die Patriarchen singen den Baß — anhebt . . muß ich die Frau Trost bei der Hand nehmen, daß es ihr nicht zu viel wird. Das braust und tönt, das jauchzt und jubiliert, daß ein Menschenherz vor Wonne zerspränge. Es haltens auch nur die starken Seelen aus, besonders das Forte von den Morgensternen. Die kleinen, die engen Seelen, die vergingen davor, die läßt man so so still hinauswischen.

Frau Trost: Was du für Reden tust . . . Wird doch kein solcher Lebtag sein wegen einem alten Weib . . .

Gisela: Ein altes Weib! Frau Trost, es ist auch ein Jungbrunnen da, du kannst dich drin baden, wenn du willst. Tu's aber nicht so schnell — das mögen wir so gerne — wir, die Dorothea und ich, wenn wir mit sanften Händen über den müden Rücken streichen dürfen, der sich in so viel Nachtwachen gebückt hat. Und die hagern Hände wollen wir küssen, die sich bis auf die Knochen abgearbeitet haben in dem langen treuen Leben, so viel Kindlein gewickelt, so viel Sterbenden den letzten Schweiß von der Stirne gewischt . . . . .

Ein feste Burg ist unser Gott

Aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich

Das folgende Gedicht hat ein jüngst zum Protestantismus übergetretener Porzellanarbeiter gedichtet. Er ist Modelleur in einer Fabrik Böhmens. Der Anlaß ist, daß eine Anzahl zum Uebertritt bereite Arbeiter sich vor dem ersten evangelischen Gottesdienst am Orte sagten: um den Gottesdienst richtig mit zu begehen, müßten sie doch auch die evangelischen Choräle kennen. So kamen sie, die meisten noch katholisch, zusammen und übten sich in dem ungewohnten Gesang. Natürlich nahmen sie zu allererst das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ vor. Aus dieser Situation entstand das Gedicht.

In dieser Stunde, wo wir uns vereinen
Zum ketzerischen Werk, wie Manche meinen,
Verkünden wir es laut der ganzen Welt,
Daß uns der alte Luthergeist beseelt.
Es tönt durch die Geschichte wie ein Klagen
Zu uns herüber aus der Väter Tagen,
Was sie gelitten, als vom Heimatsort
Man sie vertrieb, von Haus und Kindern fort.
Und deshalb, weil die Kinder sind geblieben
Und man nur deren Eltern hat vertrieben,
Drum sehn wir heut erstarken ein Geschlecht,
Bereit, daß es der Ahnen Leiden rächt.
Mit Zorn und Mitleid, wie wir nie es kannten,
Gedenken wir an Salzburgs Emigranten
Wie der Vertriebnen auch vom Zillertal.
Doch plötzlich zuckt durchs Herz ein Freudenstrahl:
Klingts nicht wie eines jener schönen Lieder?
Es kehren wohl die einst Vertriebnen wieder?
— O nein, die ruhn schon längst in Ewigkeit,
Doch hat ihr Geist sich wiederum erneut,
Und mit dem Lied, mit dem seit grauen Jahren
So viele Brave ausgezogen waren,
Ziehn heut wir ein. Der Schreckensmacht zum Spott
Ertön' es laut: Ein feste Burg ist unser Gott!

Die Religion der Modernen

Unter diesem Titel hat Albert Kalthoff, Pastor zu St. Martini in Bremen, fünfundzwanzig Essays herausgegeben (Jena, Eugen Diederichs 1905. 310 S. 4, gebunden 5 Mk.), von denen neunzehn Bilder aus der neueren Litteratur- und Kulturgeschichte, sechs unter sie gemischte eine Art Glaubenslehre Kalthoffs darbieten. Diese sechs Aufsätze interessieren uns hier am meisten.

Der Materialismus genügt nach Kalthoff nicht. Der Naturphilosoph und der Dichterphilosoph müssen sich vereinen, um in gemeinsamem Leben das Weltbild zu entwerfen, das dem wachen wie dem träumenden Geiste, der wissenschaftlichen Erkenntnis wie dem künstlerischen Schaffensdrange Genüge zu leisten im stande ist.

Mit diesem neuen Weltbilde entsteht auch ein neues Ideal des Menschen. Ihm „ist das Böse eine menschliche Erscheinungsform des Guten; es ist die dem Guten durch das Leben selbst gesetzte Schranke, daß der Heroismus, mit dem der Mensch das Böse auf sich nimmt, der Energie seines besseren, reineren Wollens entspricht, zugleich aber auch diesem Wollen Zaum und Zügel anlegt, daß er nicht über sein natürliches, gesundes Maß hinausgehe.“ Die Sühne aber für alle Schuld, die das zwiespältige Leben in sich trägt, ist die Weltenkraft der Liebe, die an Allem, was zum Leben ringt, an jeglichem kleinen, verkümmerten, ins Lieblose hineingebornen Menschenkinde sich schöpferisch erweist, sie alle zur großen Liebe, zur Freiheit und zum Adel ihres Menschenwesens führt. In dem neuen Ideal des Menschen ist auch ein neuer, der wahre Gott gewonnen. Dieser neue Gott ist das Leben, das im Unbewußten zum Menschen kommt; er ist die Kraft des Unergründlichen, Unerforschlichen, die doch dem Menschen nicht fremd und fern gegenübersteht, die das Menschenwesen in seiner Tiefe befruchtet, im Menschen selber lebendig wird.

Das ist die neue Religion der Modernen, die mit der Vergangenheit gebrochen haben, vor allem mit der Kirche, die keinen geschichtlichen Christus, diese wertlose Erfindung der wertlosen liberalen Theologie kennen. Sie schaffen ihr Christusbild sich selbst, wie die ersten Christen, die bis zum Entstehen der Kirche ihrer großen sozialen Aufgabe eingedenk waren. Sie stehen der Orthodoxie näher als die liberalen Theologen. Die Theologie muß überhaupt vergessen werden. Die Laien, deren Chor Kalthoff in seinem Buche zu Worte kommen läßt, sind die Propheten der neuen, wahren Religion. Daß sie der Orthodoxie näher stehen, als die liberale Theologie, das hat Lepsius Kalthoff und seinen radikalen Freunden in der Konferenz des Eisenacher Bundes bezeugt, die am 17. und 18. Oktober v. J. in Bremen stattfand.

Die Essays Kalthoffs wird Jeder, dem sie nicht zu hoch sind, mit Interesse und Gewinn lesen. Sie sind eine feuilletonistische Arbeit der ernstesten Art, mit Geist, mit innerem Anteil und mit der Wärme des Herzens geschrieben. Sie zeigen, daß man dem nicht verlotterten Teile unseres Volkes mit Büchners „Kraft und Stoff“, dem Kalthoff zu viel Ehre erweist, nicht mehr kommen darf, daß angelerntes Formelchristentum, um mit Wilhelm Herrmann zu reden, als Sünde empfunden wird, und daß eine Religion, die über die Bekenntnisse des sechszehnten Jahrhunderts und den konfessionellen Kampf hinausführt, sich zu regen beginnt.

Aber diese Religion in ihrer Tiefe und in voller Klarheit zu erkennen, das gelingt Kalthoff nicht. Dazu fehlt ihm außer der hinreichenden philosophischen Energie der geschichtliche, pietätvolle Sinn, der das Neue als die Frucht des Alten nachzuweisen, vor allem aber die klassischen Offenbarungen des göttlichen Lebens im menschlichen in ihrer bleibenden Bedeutung zu verstehen und anzuerkennen vermag. Kalthoffs neue Religion ist Nichts als ein noch ungereiftes, mit pikanter moderner Skepsis versetztes Christentum, dem die Reue zur Selbstverherrlichung wird. Gehässig und leichtfertig ist seine Charakteristik der modernen Erforschung des Urchristentums, die ihr Christusbild nicht eigenwillig schafft, sondern gewissenhaft dadurch begründet, daß sie das Entstehen der Quellen zu erforschen sich bemüht. Kalthoffs

unbekannter Gott wird keines tiefer Denkenden Herz gewinnen. Seit Paulus steht der wahren Philosophie fest: „der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ Sie hat allezeit den lebendigen Gott nicht durch den Bruch mit der Geschichte, sondern im geordneten Verlauf ihrer Entwicklung gefunden. Die Priester weckten Reue und gaben Trost durch ihre Macht, die Gottes Macht sein sollte. Die Reformation brach diese Macht. Sie wollte durch das „Wort“, durch Gesetz und Evangelium erreichen, was die Hierarchie in ihrer Weise durch ihre Macht erreicht hatte. Für uns ist der in den Seelen gegenwärtige Gott, unser allmächtiger Richter und Erlöser, den Christus und seine Kirche uns offenbart und bezeugt, an die Stelle der Hierarchie und des „Wortes“ getreten — der Gott des Gewissens, der uns zu sittlichen Persönlichkeiten entfaltet und darum Persönlichkeit sein muß. Es wird sich zeigen, wer mehr wirkt, unsere Modernen oder wir.

Absichtlich habe ich bis dahin darüber geschwiegen, daß Kalthoff auch Pastor ist, um seine Essays gerecht und ganz unbefangen zu prüfen. Aber Kalthoff ist eben auch Prediger, und seine Essays hat er als Predigten seiner Gemeinde vorgetragen. Ich habe 42 Jahre die ungeheure Verantwortung getragen, mit meiner Gemeinde dafür einzustehen, daß keines ihrer Mitglieder anders untergehe als durch seine eigene Schuld, daß also ein jedes von ihnen zur sittlichen Persönlichkeit entfaltet werde. Ich habe von Anfang an wie Kalthoff in freien (aber außergottesdienstlichen) Vorträgen mich bemüht, die Gemeinde über den Wert oder Unwert der Zeitströmungen aufzuklären. Im Gottesdienst aber habe ich immer direkt und entschieden, also ohne den Umweg, den Kalthoff einschlägt, die sittlich-religiöse Persönlichkeit in ihrem Verhalten allen Ordnungen und Schickungen des Lebens gegenüber beschrieben.

Wem der Wert der wahren Persönlichkeit das Ein und Alles ist, dem ist es durchaus ungenügend, das religiös-sittliche Leben nur beim Anlaß litteraturgeschichtlicher Vorträge in homöopathischen Dosen darzubieten.

Ja, das Wort, die Predigt, genügt ihm überhaupt nicht. Persönlichkeit wird nur durch den Eindruck der Persönlichkeit geschaffen. Ich habe darum mehr in den Familien der äußerlich und innerlich Gefährdeten als in litteraturgeschichtlichen Studien gelebt. Ich habe versucht, der Gemeinde eine Organisation zu geben, die es ihr möglich machen könnte, die Liebestätigkeit und die Seelsorge Aller an Allen zu üben. Kurz, ich war bemüht, ein bewußtes Gemeindegewissen zu erwecken, das im stande wäre, das Gewissen des Einzelnen zu stärken. Das ist der einzige Weg zu retten, was gerettet werden kann. Dies Rettungswerk muß in die Hand genommen werden, auch in Bremen.

Tun wir das nicht, dann geschieht es zweifellos durch die Hierarchie und den Beichtstuhl. Beschränken sich die radikalen Theologen darauf, wenn auch mit religiöser und sittlicher Tendenz, litteraturgeschichtliche Vorträge zu halten, so verfallen sie und ihre Gemeinden einem geistigen Epikuräismus, der stets eine verhängnisvolle Reaktion zur Folge hat. Nach allen Erfahrungen der Geschichte sind die Radikalen immer die Wegbereiter der Reaktion gewesen.*) Sulze

*) Es war der Wunsch des Verfassers obigen Artikels, daß Kalthoffs Buch auch noch von andrer Seite ästhetisch-litterargeschichtlich gewürdigt werden möge. Daher die zweite Besprechung unten Spalte 237. Ueber den neuen Monistenbund ist ein Artikel unterwegs. D H

Aus Odessa

Vgl. 1905, 50. 1906, 3

3. Januar

Ich habe die mir anvertrauten Gaben als Spenden für die unglücklichen Opfer der blutigen Oktobertage aufgefaßt und dementsprechend mein Hilfswerk eingerichtet. In keiner Weise aber um offen oder im Geheimen Judenmission zu treiben.

Ich habe in meiner hiesigen zwanzigjährigen Amtstätigkeit etwa hundert Juden getauft, über Tausend abgewiesen. Daß ich leicht dran trage, könnte ich nicht sagen. Ich meine an den Getauften. Es wäre ein Kleines, die nötigen Mittel vorausgesetzt, eine große judenchristliche Gemeinde zu gründen. Es haben sich jetzt wieder fünf Familien gemeldet. Ich werde Keinen aufnehmen — wenns überhaupt soweit kommt — so lange die Not die Armen drückt.

9. Januar

Die Not ist besonders groß unter den armen Juden-Lehrern, die zwar nur zum Teil direkt gelitten haben, jetzt aber ohne jegliche Beschäftigung sind und immer arme Teufel waren. Ich habe bereits ein Dutzend derselben unterstützt. Gestern einen in eine neue Wohnung gebracht. Fünf Kinder. Die Frau im Wochenbett. Er schwindsüchtig. Das ganze Mobiliar bestand aus zerschlagenen Sachen und einem kleinen Sopha. Alle lagen direkt auf dem Boden, seit etwa zwei Monaten! Und kein Brennzeug! Wer hier eintritt mit einer kleinsten Gabe, gleicht einer Engelserscheinung.

17. Januar

Sie haben mir eine große Freude bereitet durch die Uebersendung von fünfhundert Rubel und meinen armen Juden einen großen Dienst geleistet.*) Ich habe sofort eine Reihe Bittender aufgenommen, so daß ich wieder 350 Juden habe, die ganz unterhalten werden. Einige werden neu installiert. Sie hatten lange darauf gewartet. Sechs jüdischen Lehrern — ich habe deren anderthalb Dutzend — denen ich mit schwerem Herzen am Samstag abgesagt hatte, konnte ich eine einmalige Unterstützung für Miete gewähren. Sie wurden in die Zahl der Pfleglinge für Brot, Zucker, Tee, Kohlen usw. aufgenommen. Der Winter dauert noch lang. Die Arbeitslosigkeit nimmt in erschreckender Weise zu. Unterricht gibts nicht, da die wohlhabenderen Juden im Ausland Sicherheit und Ruhe gefunden haben. Die fünfhundert Rubel werden mir sicheres Brot auf noch sechs Wochen schaffen. Meine 2000 Pfund Brot pro Woche reichen schon lange nicht mehr aus. Sie müßten das Gesicht dieser Armen einmal sehen können, wenn sie die Gaben in Empfang nehmen.

Ich habe außer den Juden etliche siebzig Christen, meist Russen. Weil mir ziemlich viel Gaben für Christen zukamen. Ich habe mir jedoch fest vorgenommen, Fünfhundert**) nicht zu übersteigen. Ich brauche jetzt für etwa 250—300 Rubel Brot pro Monat, etwa 160—200 Rubel Kohlen und etwa 500 Rubel Miete. Letztere zahle ich fast nur noch, wenn der Hauswirt droht, die Leute auf die Straße zu setzen. Außerdem brauche ich Tee, Zucker, Bohnen, Erbsen, Graupen, Makkaroni, Seife usw. Wenn ich Nichts mehr habe, schließe ich. Aber das Speisewunder habe ich mehr wie einmal erlebt seit dem 24. Oktober 1905, und daß unser Gebet um das „nötige Brot“ erhört ward, steht fest. Gott wird weiter helfen.

7. Feberuar

Erschrecken Sie nicht. Ich komme nicht um zu betteln, obgleich die Not mit jedem Tag steigt und ich die äußerste Zahl längst überschritten habe. Ich nähre und beheize genau, seit Ihrer prächtigen Gabe von 500 Rubel, 77 jüdische Familien mit 416 Seelen und 28 christliche Familien, fast nur Russen, mit 133 Seelen, also rund 550 Menschen, fünfzig mehr als ich als äußerste Grenze angenommen hatte. Für fast Alle mußte auch die Miete bezahlt werden. Die Not steigt mit dem Andauern des Winters in erschreckender Weise. Ich brauche allein an Brot 2400 Pfund in der Woche, also etwa 10500 Pfund im Monat! ohne was ich mittelst Brotkärtchen an Hungernde verteile. An den Tagen, wo die Lebensmittel verteilt werden, stehen bis 300 Menschen 3—4 Stunden am Tor und verlangen Brot. Ich werde mit Bittschriften um Aufnahme unter die Zahl der Unterstützten geradezu bestürmt.

Unter den Russen — und das ist der eigentliche Zweck meines Briefes — habe ich zwei, die sich während den Schreckenstagen in ganz besonderer Weise hervorgetan haben. Der eine

*) Die 500 Rubel gingen uns von einem Juden zu. Aus unserm Leserkreise empfingen wir bisher 261,75 Mk. Wir warten noch auf den etwaigen Erfolg obiger Mitteilungen und schicken dann diese Summe ab.

**) Zu Unterstützende im Ganzen, Juden und Christen.

ist ein Torhüter, der andre ein Psalmensänger. Der erste, Iwan Burdukof (fünf Seelen), hat, laut jüdischer Zeugnisse, die mir vorliegen, etwa 40 jüdische Familien vor den Mördern gerettet und während dreier Tage aus eigenen Mitteln die jüdischen Mütter und Kinder ernährt. Heute muß er bei mir betteln. Dem Psalmensänger Wladimir Kriwenky (sieben Seelen) wurde der Arm durchgeschossen, während er arme Juden verteidigte. Der russische Geistliche, an den er sich wegen Unterstützung wandte, soll ihm gesagt haben: Ah, du hast Juden gerettet, geh jetzt auch zu den Juden, daß sie dich unterstützen! Er rannte von Tür zu Tür, bis er zu mir kam. Es stehen ihm Zeugnisse von bekannten Personen zur Seite. Ich habe selbstverständlich ein besonderes Interesse an beiden. So lange ich einen Groschen habe, solls ihnen nicht allzu empfindlich an Brot, Kohlen, Kleidern, Wohnung fehlen. Aber wenn ich schließe, liegen die Armen auf der Straße.

So. Nun ists gesagt. Und ich bettle doch. Aber Sie werden mir nicht gram darum sein. Ihr

Pastor Kornmann

Verschiedenes

Die Religion der Modernen. Von Albert Kalthoff. Jena, Eugen Diederichs 1905. 310 S. 4, gebunden 5 Mk. — Vergl. Spalte 234 ff.

Kalthoff läßt sich in seinem neuesten Buch von dem richtigen Gedanken leiten, daß, was bewußt oder unbewußt die geistige Bewegung einer Zeit bestimmt, zuerst und am stärksten vom echten Dichter empfunden und ausgesprochen wird. Der Geist einer Epoche spiegelt sich in den besten ihrer künstlerischen Schöpfungen, mag sich der Künstler persönlich mit ihm abfinden, wie er will. Auch kann man es nur billigen, daß Kalthoff sich bei seiner Analyse nicht auf die deutsche Dichtung beschränkt, sondern auf die französische, russische und skandinavische Litteratur übergreift. Die Worte, mit denen er einem engen Nationalismus in geistigen Dingen entgegentritt (S. 113), sind sehr beherzigenswert.

Es gehört nun freilich eine besondere Anempfindungsfähigkeit und Weite des kritischen Horizonts dazu, in Auswahl und Darstellung den Ideengehalt einer bestimmten litterar-geschichtlichen Epoche — die noch dazu so fragmentarisch ist wie die Moderne — zur Anschauung zu bringen. Denn je größer eine Dichtung ist, desto vielseitiger spiegelt sie die Welt wider und restlos löst sich in ihr die Individualität des Dichters auf. Historisch und logisch unversöhnliche Gegensätze wohnen im Kunstwerk oft friedlich nebeneinander, Weltanschauungen, die sich in der rauhen Alltäglichkeit aufs Messer bekriegen, schließen in der Seele des Dichters einen Bund, klingen in tiefer Harmonie zusammen. Darum ist es so viel leichter, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, als eine Geschichte der Idee an der Hand und auf Grund der Dichtung.

Kalthoff verfügt über eine reiche Kenntnis der modernen Litteratur, über eine große Kunst des Gruppierens, Zusammenschauens, über eine geistreiche fesselnde Darstellungsweise. Sein Buch ist das Werk eines fein- und vielseitig gebildeten Menschen. Und doch bin ich bei der Lektion auch dieser Schrift Kalthoffs den Eindruck nicht losgeworden: der Verfasser läßt sich die Maßstäbe für seine Kritik nicht vom Stoff selbst geben; er bringt sie fertig an ihn heran. Er ist Monist, Evolutionist, Pantheist, Anhänger der sozialistischen (nicht sozialdemokratischen) Geschichtsbetrachtung. Und nun konstruiert er eine Religion der Modernen, indem er alle die Stimmen des modernen Dichterkonzerts vereinigt, die in seinen Chor passen. Es ist kein Zufall, daß gerade typische Erscheinungen innerhalb der neueren deutschen Dichtung von Kalthoff teils ungenügend, teils gar nicht gewürdigt werden. Z. B. ist der stark dualistische Zug in Hebbel, seine Würdigung des Christentums als des höchsten Ideals der Sittlichkeit, die mit der Romantik zusammenhängende Seite seiner Dichtung entschieden zu kurz gekommen. Herders grundlegende Arbeit durfte nicht übergangen werden. Moderne Dichter wie C. F. Meyer, Th. Fontane, W. Raabe hätten neben Sallet und Heyse als typische Vertreter einer bestimmten Weltanschauung Erwähnung verdient. Doch das sind Einzelheiten.

Im Prinzip verfehlt dagegen erscheint mir die These Kalthoffs, die zahlreichen unleugbaren Ansätze zu religiösen Neubildungen, die gewissen gemeinsamen Stimmungselemente, die sich da und dort in den Werken der Neueren finden, die Tendenzen auf Verinnerlichung und Vermenschlichung der Religion als „die Religion der Modernen" zu proklamieren und sie dem Christentum als einer überlebten Religionsform gegenüberzustellen. Man wird das Gefühl nicht los, daß Kalthoff zu dieser These durch seine gründliche Verachtung des heutigen Christentums und durch die große Anziehungskraft, die eine gewisse Richtung des modernen Geisteslebens auf ihn ausübt, gekommen ist, nicht aber durch den Zwang der Tatsachen.

Otto Frommel

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 13. März $8\frac{1}{2}$ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Die Weltanschauung Carlyles, ihr innerer Zusammenhang und ihre Grenzen. Oberlehrer Dr. Klein.

Görlitz. Donnerstag 29. März 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bedeutung des heiligen Abendmahls für unsre Zeit. Lic. Warko-Weißwasser.

Hamburg. Montag 12. März 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen, Klostertor 7: Die Kreuzigungsgeschichte Jesu (Karfreitagsgeschichte). Pastor Petersen-Ottensen.

Lüttringhausen. Montag 12. März 5 Uhr im Düringer Hof: Theologie und Religionsgeschichte. Pfr. Kattenbusch-Lennep.

Magdeburg. Mittwoch 21. März $3\frac{1}{2}$ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Kunst und Religion.

Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophet Jeremias. Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd.

Kirchlich-Theologische Konferenz Berlin

Donnerstag 15. März abends 8 Uhr im Friedrich-Werderschen Gymnasium (Aula) Dorotheenstr. 13/14. Monatlicher Diskussionsabend: Hat das Urchristentum wesentliche Bestandteile fremder Religionen in sich aufgenommen? Referent: Professor D. Gunkel.

Heute Mittag $\frac{3}{4}$ 1 Uhr rief der Herr unsre liebe Mutter und Grossmutter

Frau verw. Oberpfarrer

Agathe Marie Naumann

geb. ***Ahlfeld***

nach kurzem schweren Leiden in ihrem 69. Lebensjahre zu sich.

Schwarzenberg, *Erzgebirge, den 27. Februar 1906*

D. Friedrich Naumann, *Schöneberg-Berlin*
und Frau ***Magdalene*** *geb.* ***Zimmermann***

Pfarrer ***Johannes Naumann,*** *Hubertusburg*
und Frau ***Lorle*** *geb.* ***Schulze***

Professor ***D. Martin Rade,*** *Marburg*
und Frau ***Dora*** *geb.* ***Naumann***

Margarete Naumann, *Schöneberg-Berlin*

Pastor ***Paul Naumann,*** *Hochweitzschen*
und Frau ***Lilly*** *geb.* ***König***

Marie Naumann, *Schwarzenberg*

Ingenieur ***Martin Naumann,*** *Olmütz*

und ***neun Enkelkinder***

Versammlungskalender

18. 19.	April	Freie deutsche evangelische Konferenz Leipzig
23.—25.	„	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Cassel
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz

Soeben ist erschienen:

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel u. A.

Hrsg. von **Joh. Weiß**-Marburg

7. Lieferung

Mit Lfg. 7 liegt außer Teilen des II. Bandes der **I. Band vollständig** vor ($38\frac{3}{4}$ Bogen)

Abschluß in 10 Lieferungen (= 2 Bänden) Lex.-Oktav, etwa im Sommer 1906.

Preis inkl. ausführl. Registers geh. 14 Mk.
Geb. in Künstlerleinwand 17 Mk.; gebunden in halb Leder 19 Mk.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das, bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!" Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten", die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit".

Alte deutsche Kinderlieder: 1.80 Mk.

Soeben: Fünfzehntes Tausend!

Die neuerrichtete Stelle des **dritten Geistlichen** der evangelischen Gemeinde ist zu besetzen.

Das Grundgehalt beträgt 1800 Mk., daneben wird bis zum vollendeten 5. Dienstjahre ein Zuschuß von 600 Mk. jährlich und freie Dienstwohnung gewährt. Die Stelle gehört zur Versicherungsklasse I. Die Alterszulagen werden nach dem Kirchengesetz vom 2. Juli 1898 gezahlt.

Meldungen nebst ausführlichem Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 1. April d. Js. an den unterzeichneten Patron zu richten. Persönliche Vorstellung nur auf Wunsch.

Swinemünde, den 1. März 1906

Der Magistrat

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von **Altarlichten** in jeder Größe, per Pfund 2,50 (gebräuchlichste Größe 4 Pfd. 73 cm. lang, 44 mm Durchmesser Mk. 10.—). **Abendmahlshostien,** 1000 Stck. 1,25 Mk. absolut tadellose Waare.

Johannes Neumeyer, Braunschweig Steinweg 10

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

An unserer evangelischen Gesamtgemeinde ist die Stelle eines **neunten Geistlichen — Pastors** — zu besetzen. Nach der für unsere Geistlichen bestehenden Festsetzung beträgt das Anfangsgehalt 3000 Mark, welches von 3 zu 3 Jahren 5 mal um je 300 Mark und dann von 4 zu 4 Jahren 3 mal um je 300 Mark, also bis zum Höchstgehalt von 5400 Mark steigt. Die Wohnungs-Entschädigung beträgt 750 Mark steigend von 3 zu 3 Jahren um 50 Mark bis zum Höchstbetrage von 1200 Mark. Eine Anrechnung früherer Dienstjahre findet nicht statt. Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnisse sind bis zum 15. März cr. an uns zu richten.

Görlitz, den 22. Februar 1906.

Der Magistrat

Florenz

Deutsches Evangelisches Hospiz (Reinertrag zu Gunsten des deutschen Lehrerinnenheims und der Krankenpflege) **Via dè Serragli 130 A.** Leiterin Frl. Fuchs. Ruhige, sonnige Lage. Trinkgelder abgelöst. Pension 5—6 Lire täglich.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Für das Herzogl. **Ernst-Albert-Seminar** wird auf Ostern d. J. ein **Cand. min.,** der schon Erfahrung im Unterricht hat, als wissenschaftlicher **Hilfslehrer** (Religion, Geschichte, Deutsch) gesucht. Gehalt: 1800 Mk. Bevorzugt werden Bewerber, welche die Prüfung für das höhere Schulamt abgelegt haben, bezw. noch ablegen wollen; nach Bestehen dieser Prüfung wird bei guter Bewährung baldige feste Anstellung als Oberlehrer in Aussicht gestellt (Gehaltsskala gleich der aller hiesigen höheren Schulen: 2600—5200 Mk.). Meldungen mit Zeugnissen baldigst an den unterzeichneten Direktor.

Coburg, d. 20. Februar 1906

Schulrat Dr. **Staude**

Hausdame gesucht

Zum Mai [eventl. eher oder später] wird für das Haus meines Bruders nach Düsseldorf eine Hausdame gesucht, die den sehr kleinen Haushalt mit einem Dienstmädchen tadellos leiten und das Haus behaglich machen kann. Absolute Sicherheit in ganz einfacher aber sehr sorgfältiger Küche ist Bedingung. Gefällige Anerbieten an Fräulein Dora Langewiesche in Barmen, Gasstraße 26.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden

Herausgeber: **H. Weinel**
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Professor D. **Krüger,** Giessen. 1905. VIII. 313 S.—. Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** $1\frac{1}{2}$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres s. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Antiquariatskataloge No. 280—283
Bibliotheca theologica I—IV
versendet auf Verlangen gratis und franko,
Ernst Carlebach, Antiquariat, Heidelberg

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Nur acht Tage gültig! Umsonst

erhält jeder, dem unsere Ware bisher noch nicht bekannt ist, 1 Probestück prima Nickel-Uhrkette Nr. 680 mit Glaube-Liebe-Hoffnung-Schieber, wie Zeichnung, zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, wer Mk. 1.20 f. Porto u. Verpackung einsendet. Reeller Wert mehr wie doppelt. Als Probe versenden wir jedoch nur 1 Stück.

Pracht-Katalog enthält grosse Auswahl in Herrenketten, Damen-Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Wagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheren, Gärtnermesser, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasiermesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheren, Haarmaschinen, Rasierutensilien, Musikinstrumente, Schmuck- und Haushaltungsartikel, Kinderspielwaren u. Christbaumschmuck etc. **Neuheiten in Handwerkerketten** versenden wir gratis und franko ohne Kaufzwang

Versandhaus Gebrüder Bell, Gräfrath b. Solingen
Stahlwarenfabrik. Gegründet 1876.

Confirmations-Scheine

aus dem Verlage von

A. Scheurlen's Buchhandlung, Heilbronn a. N.

. . . „Unter allen mir vorliegenden Blättern scheinen mir diese dem Zwecke, den sie haben, am meisten zu entsprechen. Sie sind auch deshalb zu empfehlen, weil sie gleicherweise den Ansprüchen des Gebildeten und Ungebildeten genügen und sowohl im ärmlichsten Hause wie im reichsten ihr Plätzchen finden können," schrieb die „Christliche Welt" in ihrer No. 9 vom Jahr 1900. Man verlange kostenfreie Probeblätter.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine literarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg